

# Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 52

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650200>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER EWIGE TRAUM

27. Fortsetzung

„Oder auch erst vor Wochen — wie man will. Er ist ja zum Glück undatiert.“

„Aber du weisst doch, dass ich meine Briefe nie datiere. Du hast mich selbst schon manchmal deswegen getadelt.“

„Ganz mit Unrecht. Ich sehe jetzt ein, dass diese Methode die einzig richtige für dich ist. Frauen deiner Art sollten ihre Liebesbriefe immer undatiert lassen. Vorbeugenderweise. Zur Vermeidung von späteren Komplikationen.“

Raffal stösst ein bitteres Lachen durch die Zähne.

„Ich Narr — ich Esel, ich blindgläubiger! Dir auf dein angebliches Desinteressesment für Bogadyn hereinzufallen! Während natürlich schon die Spatzen auf den Dächern piffen, dass du seine Geliebte bist.“

„Es ist nicht wahr — nicht wahr! Ich schwöre es dir beim Andenken an meine Mutter!“ bricht sie verzweifelt aus und hebt mit einer flehenden Gebärde die Hände zu ihm auf. „Zwischen Bogadyn und mir ist längst alles aus. Schon seit vielen Jahren.“

„Warum hast du es mir dann verschwiegen, als ich damals direkt danach fragte?“

„Weil — mein Gott, kannst du denn das nicht verstehen? Das alles liegt so weit zurück. Es kam mir so belanglos vor, so ohne jede Bedeutung. Und — ich kannte dich doch. Ich hatte solche Angst, du könntest dich dadurch abgestossen fühlen und —“

„...euer ganzer, schöner, feinausgetüftelter Plan könnte ins Wasser fallen. Nicht wahr? Sehr richtig geschätzt. Mit einem ehemaligen Geliebten von dir würde ich mich nie in eine Geschäftsverbindung eingelassen haben und wenn ich hätte verhungern sollen.“

Er hält einen Augenblick inne, um Atem zu holen. Dann weist er mit ausgestrecktem Arm nach der Tür.

„Geh! Jedes Wort ist überflüssig, das du zu deiner Verteidigung sagst. Ich glaube dir nicht mehr und wenn du alle

Engel und Heiligen zu Zeugen aufrufst. Geh! Geh doch endlich!“ Seine Stimme dröhnt wie eine Fanfare. „Mach, dass du mir aus den Augen kommst!“ schreit er sie an. „Ich kann dich nicht mehr sehen. Du bist zehnmal gemeiner als Bogadyn und ten Leert und alle zusammen. Es gibt nichts in der Welt, was ich so verachte wie dich!“

Seine Haltung bekommt plötzlich etwas Drohendes. Er drängt sie mit erhobenen Fäusten zur Tür. Das Weiss seiner Augäpfel leuchtet erschreckend aus der Dunkelheit.

Taumelnd, schrittweise weicht sie vor ihm zurück. Sie wirft dabei einen Stuhl um und stösst sich an dem eisernen Bettgestell den Ellenbogen an, dass ihr der Schmerz bis in die Fingerspitzen fährt. Dann hört sie hinter sich das Rasseln eines Schlüsselbundes und gleich darauf die Stimme von Maitre Blanchard, die leise zu ihr sagt:

„Wir müssen jetzt gehen, Madame, es ist Zeit.“

Er nimmt sie sanft beim Arm und schiebt sie zur Tür hinaus, während er dem Gefangenen über die Schulter beschwichtigend zunickt.

„Ich komme morgen Vormittag zu Ihnen, Herr Raffal“, sagt er noch im Hinausgehen.

Draussen im Gang lehnt Ariel sich gegen die Wand. Die Füsse tragen sie nicht mehr. Ein trockenes, krampfhaftes Schluchzen steigt in ihr auf, das ihren ganzen Körper erschüttert. Es dauerte Minuten, bis sie sich auf Blanchards Zureden soweit gefasst hat, dass er sie an seinem Arm die Treppe hinunterführen und ins Auto setzen kann.

„Ich mache mir jetzt Vorwürfe, dass ich Sie mit Raffal allein gelassen habe“, sagt er, während er seinen Ford in eine ruhigere Seitenstrasse lenkt. „Es hätte böse für Sie ausgehen können bei seinem überreizten Nervenzustand.“

Ariel drückt apathisch den Kopf gegen die Scheibe.

„Ach, hätte er mich nur totgeschlagen! Besser als von

## Großmüetis Silveschter

Ds Großmüeti sikt am Fänschterli,  
luegt use wi-n-es schneit,  
wie ds Jungvolch vo der Nachbarschaft  
im Schnee defume gheit.  
As isch o einisch lufchtig gsh,  
jung und voll lebermuet,  
und fröit fech hüt no mit de Chind  
wenn's richtig schneie tuet.  
As meint nid, will's nümm use chönn  
i chalte Winterwind  
brauch niemer duffe fröhlech z'sh,  
Schneeballe z'wärfe gschwind.  
Das Lache, Zuse stört ins nid,  
es mahnt ins doch a die,  
wo einisch mit ihm jung sh gsi...  
derbo sh nümm viel hie.

„Ja, ja, die Zyt geit schnäll berby —  
es Jahr isch wieder z'And!  
Was bringt äch ds Röie alls derhär?“  
Es faltet sini Händ.  
Die Händ wo füsich nie ruehig sh  
vom Morge bis i d'Nacht,  
die lige jitz e chli im Schoß  
bis ds Müetterli erwacht.  
s'tuet d'Duge-n-uf und blinzlet chli  
im hälle Lampeschyn  
u gheht si chlini Stube voll  
vo Lüte groß und chlyn.  
Großmüetis Duge glänze häll,  
es drückt de Chinder d'Hand  
— u duffe chunnt mit Gloggeglüt  
ds Rööjahr i ds wyße Land.

D. H.



„Hohes Alter“, von Albert Anker



# Woher kommen die KHAKI- Früchte?



Im Juni blühen die Bäume der Khakifrüchte



Oben: Goldgelbe Khaki am kahlen Baum, daneben Palmen — ein echtes Bild des Südens. Die Früchte sind erst reif, wenn die Blätter schon abgefallen sind

(Photos Ed. Keller, Bern)

Links: Zum Nachreifen werden die Früchte noch auf einen sonnig gelegenen Fenstersims gelegt

Die Zeit ist da... Voller goldgelber Früchte hingen noch vor kurzem die Bäume im Tessin, und wer diese, seinerzeit aus Japan eingeführten oder verpflanzten Früchte nicht kennt, könnte an Orangen denken, obschon sie mit dieser uns bekannteren Frucht nichts gemein haben. Ein buntes, frohes Bild: Als Hintergrund der tiefblauen Tessiner Himmel, davor die leuchtend gelben Früchte und die zarten, feinschwermeligen Aeste. Das Laub ist bereits abgefallen und nun reifen diese Kugeln an der Sonne noch vollends aus.

Ob sie gut seien, so wird man immer wieder gefragt, aber die Antwort ist nicht leicht, denn es handelt sich um keine «neutralen» Früchte. Ihr Fleisch ist im Reifezustand sehr weich (pfluderig) und sehr süß, hat aber einen so eigenartigen Geschmack, dass sich die einen davor abwenden, die andern aber mit Begeisterung davon geniessen. Der Tessiner kennt seine Khaki seit vielen Jahrzehnten, in der deutschen Schweiz jedoch sind sie erst seit wenigen Jahren bekannt geworden und es gibt viele, die bis heute noch keine Khaki-Frucht gegessen haben, obschon sie sehr gesund sind. Normalerweise blühen die Bäume im Juni, unauffällig möchte man sagen, rasch setzen dann die Früchte an und mit den Wochen und Monaten werden aus kleinen grünen Kügelchen immer grössere Kugeln, bis die Aeste voller reifer, wunderbar schöner, goldiger Früchte hängen. Im Oktober, November bis Dezember werden diese gepflückt, kommen in den Handel und reifen noch aus, denn im vollreifen Zustand wäre an keinen Versand mehr zu denken. Mögen diese seltsamen Früchte ihren Weg in die Häuser und auf die Tische finden, zur Freude aller, die sie zu schätzen und lieben wissen.



Das Pflücken der Früchte aus dem Geäste ist nicht immer leicht



Und wie isst man die Khaki? Am vorteilhaftesten löffelt man die ganz weich gewordenen Früchte aus

ihm verachtet werden.“ Unter ihren langen Wimpern stürzen die Tränen hervor.

Der junge Anwalt schüttelt den Kopf. „Solange man lebt, besteht immer noch die Möglichkeit, einen Irrtum zu entkräften, wogegen...“

„Nein, nein“, unterbricht sie ihn schluchzend. „Ich weiss, es ist aus — für immer. Das mit den Briefen, das hat ihm den Rest gegeben.“ Ihre Tränen versiegen plötzlich und in ihren Blick tritt ein Ausdruck leidenschaftlichen Hasses. „Wenn ich wüsste, wer ihm diese Briefe in die Hände gespielt hat — ich würde ihn kaltblütig niederschliessen.“

„Damit würden Sie weder sich selbst noch Raffal einen Dienst erweisen. Aber nach dem alten juristischen Grundsatz „Cui bono“ wäre es immerhin von Wichtigkeit, den anonymen Absender zu kennen. Ich bedaure, dass Herr Raffal mir von dieser Sache nichts gesagt hat.“

„Warum meinen Sie?“

„Nun, die Person, die ihm diese Briefe geschickt hat, muss doch damit irgendeinen Zweck verbunden haben. Entweder handelt es sich um einen Racheakt, oder — was ich viel eher glaube — man hat Raffal diesen Schlag versetzt, um ihn zu zermürben, ihn kampfunfähig zu machen.“

Er versinkt in nachdenklichem Schweigen. Man hört eine Weile nichts als das leise Surren des Motors. Dann fragt Blanchard ganz unvermittelt:

„Sie kennen den Grafen Bogadyn schon länger — soviel ich verstanden habe? Halten Sie es für möglich, dass er selbst Ihnen aus Eifersucht diesen Streich gespielt haben könnte? Ich frage Sie das nur im Interesse meines Klienten. Denn daraus liesse sich natürlich auch die ganze Campagne des Grafen gegen Raffal erklären.“

(Fortsetzung auf Seite 1494)

„Bogadyn?“ Ariel wendet dem Maître ganz überrascht ihr Gesicht zu. Sie denkt einen Augenblick nach.

„Eifersucht — nein“, meint sie zögernd. „Dazu sind wir einander längst zu gleichgültig geworden. Er hat mir zwar noch im Sommer einen Heiratsantrag gemacht. Aber der galt wohl mehr meinen grossen Gagen als mir selbst. Mit seinen Geldverhältnissen scheint es nicht grade zum besten zu stehen.“

„Hm — das ist mir bekannt“, murmelt Blanchard zerstreut und fährt unwillkürlich langsamer. „Immerhin ganz aufschlussreich, was Sie mir da sagen. Ich kann mich nicht näher darüber äussern, aber ich habe ganz bestimmte Gründe, dem Grafen allerhand zuzutrauen...“

Während er in mässigem Tempo den um diese Stunde nur noch schwach belebten Hafenkai entlang fährt, geht ihm ein ganzer Gerichtsakt durch den Kopf. Er denkt an die merkwürdige Sache mit der Quittung, an den verschwundenen Buchhalter, an hundert Einzelheiten, die jetzt in dieser neuen Beleuchtung auf einmal Gestalt gewinnen und sich zu einer schon fast geschlossenen Verdachtskette gegen Bogadyn verdichten.

„Aber was nützt mir das alles“, sagt er mit ärgerlichem Achselzucken, „wenn Raffal selbst mich im Stich lässt! Er ist besonders in der letzten Zeit von einer derartigen Apathie und Gleichgültigkeit seinem Schicksal gegenüber, dass man manchmal aus der Haut fahren könnte. Wenn er diese Haltung auch bei den Verhandlungen beibehält, wird er auf den reinen Augenschein hin glatt verurteilt.“

Blanchard gibt ungeduldig Gas, um einen gemächlich vor ihm hertrötenden Einspanner zu überholen.

„Und wann werden die Verhandlungen beginnen?“ fragt Ariel bedrückt.

„Wahrscheinlich erst in ein paar Monaten. Unsere Justiz leidet nicht gerade an Voreiligkeit. Inzwischen wird in Raffal der letzte Funke von Widerstandskraft erloschen sein, fürchte ich.“ Er seufzt. „Es wäre unbedingt notwendig, dass er wenigstens in der Zwischenzeit auf freien Fuss gesetzt wird. Eine lange Untersuchungshaft ist der Tod für einen Menschen von seiner Sensibilität. Ich habe vom ersten Augenblick an alles versucht, um ihm die provisorische Freiheit zu erwirken und auch schliesslich mit Erfolg. Der Untersuchungsrichter hat mir heute mitgeteilt, dass meinem Antrag jederzeit stattgegeben werden kann, sobald die Kautions in Höhe von 50 000 Francs hinterlegt ist. Aber woher die nehmen? Herr Raffal ist selbst völlig mittellos. Oder wissen Sie vielleicht, ob er irgendwelche reichen Freunde hat, die imstande wären, diese Summe aufzubringen?“

Ariel richtet sich lebhaft auf. „Fünzigtausend Francs?“ murmelt sie vor sich hin. Ihr Gehirn beginnt fieberhaft zu arbeiten. Wenn sie selbst...? Aber sie hat ja kein Geld in der Hand. Und wer weiss, wie lange es dauert, bis sie von Kaja das Scheckbuch herausbekommt. Dunkel entsinnt sie sich, dass sie auch auf einer französischen Bank ein Konto haben muss. Aber Gott weiss, auf welcher.

Plötzlich durchzuckt sie ein rettender Gedanke. Sie macht eine so heftige Bewegung, dass Blanchard fast erschrocken den Wagen stoppt. „Sagen Sie, Maître, kennen Sie hier in Nizza einen zuverlässigen Juwelier, bei dem man eine Perlenkette verkaufen könnte?“ fragt sie lebhaft. „Ich habe zufällig meine Perlen bei mir. Sie sind mindestens das Doppelte wert. Aber wenn ich nur gerade soviel dafür bekomme, wie die Kautions ausmacht.“

Der Anwalt sieht sie freudig überrascht an. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich zu diesem Opfer bereit erklärt, macht sie ihm noch sympathischer. Er nennt ihr einen Juwelier in der inneren Stadt, den er persönlich kennt und der, ihm zuliebe, vielleicht sogar bereit sein würde, ihr die Perlen einstweilen nur zu beleihen.

„Um so besser! Ich gehe sofort hin. Wenn Sie mich nur noch rasch zu meinem Hotel fahren würden, damit ich die Kette holen kann.“

Ariel zittert vor nervöser Ungeduld. Aber Blanchard schüttelt den Kopf. „Das hat auch bis morgen Zeit. Auf einen halben Tag kommt es ja schliesslich nicht mehr an. Schlafen Sie sich erst einmal richtig aus. Sie müssen ja todmüde sein.“

„Nein, nein, gar nicht“, widerspricht sie hastig. „Ich muss das heute noch erledigen, eher hab' ich keine Ruhe. Kann ich Sie heute abend noch irgendwo erreichen?“

„Ich bin bis mindestens acht Uhr in meinem Büro.“

„Gut, ich werde das Geld sofort zu Ihnen bringen, lieber Maître. Sie können es dann in anonymem Auftrag hinterlegen“, sagt sie nach kurzem Nachdenken. „Raffal darf um keinen Preis erfahren, dass ich es bin, die die Kautions gestellt hat. Ich kenne ihn. So wie er jetzt für mich empfindet, würde er lieber lebenslänglich im Gefängnis bleiben, als mir seine Freiheit verdanken.“

Ihre Stimme schwankt. Im huschenden Streiflicht der Laternen sieht Blanchard ihre Augen schon wieder in Tränen schwimmen. Er legt seine Linke mit beruhigendem Druck auf ihren Arm.

„Nur Mut, Madame — und ein bisschen Geduld“, sagt er warm. „Es ist noch längst nicht alles verloren. Im Gegenteil, wir haben sogar noch viel zu gewinnen vor uns: Sie Ihre Liebe und ich meinen Prozess. Aber Sie müssen warten können. Unternehmen Sie vorläufig nichts, um Raffal zu versöhnen, auch nicht brieflich. Es hätte gar keinen Zweck. Ich werde versuchen, ihn ganz allmählich über seinen Irrtum aufzuklären. Den letzten Sturmangriff überlasse ich dann Ihnen selber — wenn die Festung reif ist zur Übergabe“. Er lächelt Ariel ermutigend zu. „Ich zweifle nicht, dass es Ihnen gelingen wird. Schliesslich haben Sie ja auch mein Misstrauen besiegt. Und das professionelle Misstrauen eines Juristen ist nicht so leicht totzukriegen.“

Die warme, gute Stimme tut ihr unendlich wohl. Etwas wie eine ganz schwache Hoffnung beginnt sich wieder in ihr zu regen. Und als sie ein paar Minuten später vor dem „Hotel des Etrangers“ angekommen sind, und Blanchard ihr beim Aussteigen fest die Hand drückt, hat sie das sichere Gefühl, an diesem Mann einen sehr zuverlässigen Freund gewonnen zu haben.

20.

„Mir hat heute nacht geträumt, Kaja sei plötzlich hier angekommen“, berichtet Yvo, als er am übernächsten Morgen mit Ariel beim Frühstück sitzt.

„Das brauch' ich nicht erst zu träumen, das ist so sicher wie das Amen beim Gebet“, ist die gleichmütige Antwort.

(Fortsetzung folgt)



beginnt neben der noch laufenden Geschichte unser neuer Roman «Geld aus Amerika» von W. H. Müller, der in ländlichen Verhältnissen spielt und in spannender Form erzählt, welche Verwirrung durch die Rückkehr eines wohlhabenden Onkels aus Amerika in einer Bauernfamilie entsteht. Ein schönes Liebesverhältnis hilft mit, die verworrenen Fäden zu entwirren.  
Die Redaktion